

10. Juli 2016

Die Themen dieser Woche:



Finanzierung national kompetitiver, öffentlicher Hochschulen

SLAC-Land

Fernstudium und Studienerfolg

Kurznachrichten

Liebe Leserinnen und Leser,

in dieser Ausgabe befassen wir uns mit einer bedenklichen Entwicklung in der Grundfinanzierung national kompetitiver, öffentlicher Hochschulen und mit den Small Liberal Arts Collges (SLACs) als wichtigem Teil des akademischen Arbeitsmarktes. Wir werfen zudem einen Blick auf ein paradox erscheinendes Verhältnis von Fernstudium und Studienerfolg, und schließlich – wie immer – auf verschiedene Kurznachrichten der Woche.

Ich wünsche Ihnen wie immer eine interessante Lektüre.

Stefan Altevogt

...► Finanzierung national kompetitiver, öffentlicher Hochschulen

Die Unterscheidung der US-amerikanischen Hochschullandschaft in „öffentlich (finanziert)“ auf der einen Seite und „privat (finanziert)“ auf der anderen ist gleichermaßen üblich wie ungenau, denn dieses Kriterium zielt zunächst einmal lediglich auf direkte Finanzierungsbestandteile ab. Sie unterschlägt die erheblichen öffentlichen Subventionen bei der Finanzierung von Studiengebühren (in Form von Stipendien, geförderten Darlehen, Steuervergünstigungen, etc.), von denen öffentliche und private Einrichtungen gleichermaßen profitieren, unter den letzteren insbesondere auch die „for-profits“, also gewinnorientierte Hochschulen. Ungenau ist die Trennlinie aber auch im Hinblick auf einen national besonders kompetitiven Teil der öffentlich finanzierten Landschaft, in dem die Bedeutung direkter öffentlicher Mittel in den Haushalten der Hochschulen mittlerweile unter ein Maß abgesunken ist, dass selbst die vorsichtigeren Kategorie „überwiegend aus öffentlichen Mitteln finanziert“ eigentlich nicht mehr greift. Die University of Michigan in Ann Arbor ist dafür ein (freilich extremes) Beispiel. Dank einer recht profitablen Uni-Klinik und dank vermehrter Zulassung vollzahlender Studierender von außerhalb der bundesstaatlichen Grenzen liegt hier der direkte öffentliche Finanzierungsanteil seit Jahren unterhalb von 10%.

In dieser Woche befasste sich ein Beitrag in der New York Times mit einigen der Folgen dieser schon seit Jahren beobachtbaren Entwicklung sinkender direkter öffentlicher Zuwendungen und Substitution dieser Mittel durch höhere Studiengebühren einerseits und andererseits einen höheren Vollzahleranteil, also Studierender von jenseits der bundesstaatlichen Grenzen. Der Beitrag erinnert dabei an einen anscheinend aus dem Blickfeld geratenen Grundgedanken der bundesstaatlichen Direktfinanzierung von national kompetitiven Forschungshochschulen: „With generous state subsidies, the public university operated on the idea that even a poor or middle-class student could acquire a world-class education.“ Wie weit dieser Gedanke aus dem Blick geraten sei, lasse sich sehr gut an der Entwicklung in Kalifornien erkennen. Laut jüngsten Zahlen der American Academy of Arts and Sciences habe das dortige University of California System mit seinen 10 Standorten noch 2002 fast ein Viertel des Haushalts aus direkten öffentlichen Mitteln bezogen. „Now, that figure is 9 percent, after \$1 billion in cuts.“

Den Hochschulen würden als Reaktion zum einen die Studiengebühren für Landeskinder erhöhen, zum anderen den Anteil der noch deutlich höher zur Kasse gebetenen Studierender von außerhalb des jeweiligen Bundesstaats erhöhen. In beiden Fällen litten die Landeskinder. Sie würden inflationsbereinigt mittlerweile mit fast doppelt so hohen Deckungsbeiträgen zur Kasse gebeten wie noch vor 15 Jahren, was einer der wesentlichen Gründe für die galoppierende Verschuldung von Studierenden und Absolventen sei, und sie würden an den kompetitivsten Einrichtungen zunehmend von Vollzahlern verdrängt: „In California, nonresident enrollment has been about 15.5 percent on U.C. campuses over all, but as high as 29 percent at the marquee

Berkeley. (...) Some, like the University of Alabama, where the student body of 37,000 is more than 50 percent nonresident, have resorted to aggressive marketing aimed at luring out-of-staters. At the (...) University of Michigan, the student body of 43,625 is nearly 37 percent out-of-staters and nearly 14 percent international students. (...) In 2004 more freshmen at the Ann Arbor campus came from families with annual income of \$200,000 or more than from families with less than the median national income of \$53,000."

In diesem Licht seien die Forderungen im Nominierungswahlkampf der Demokraten zu betrachten, in dem Bernie Sanders ein von Gebühren befreites Studium an öffentlichen Hochschulen für Kinder aus Familien mit Jahreseinkommen unterhalb von \$65.000 gefordert habe. Dieses Argument hat sich nun – mit einer auf \$125.000 erhöhten Bemessungsgrenze – auch Hillary Clinton zu eigen gemacht, was Inside Higher Education zur Meldung „Clinton Borrows From Bernie“ ermuntert hat.

Die beiden politischen Ziele, Erschwinglichkeit von erstklassiger Hochschulbildung und Versorgung vor allem der Landeskinder mit Hochschulbildung, würden wohl auch im Präsidentschaftswahlkampf als ein typisches Mittestandsthema zur Sprache kommen und zu Letzterem wird Clinton aus einem Auftritt in Kalifornien mit den Worten zitiert: „We have got to get back to using public colleges and universities for what they were intended. If it is in California, for the children in California. If it is in New York, for the children in New York.“

☞ Sie finden den Beitrag [hier](#).

☞ Sie finden die Zahlen der American Academy of Arts and Sciences [hier](#).

☞ Sie finden den Beitrag auf Inside Higher Education [hier](#).

## ...▶ SLAC-Land

Der international wahrgenommene Teil der US-amerikanischen Hochschullandschaft besteht nicht nur aus den gut 110 Universitäten, die in der Carnegie Classification of Institutions of Higher Education derzeit als „R1, Research Universities (Highest research activity)“ geführt werden und an denen Forschung und Lehre in humboldtscher Harmonie vereint sind. Es gibt darüber hinaus (neben weiteren 107 „R2“ und 113 „R3“) noch „Small Liberal Art Colleges“ (SLACs), darunter auch über die Landesgrenzen hinaus bekannte Namen von Colleges wie Williams, Swarthmore, Bowdoin, Amherst, Middlebury, Pomona oder Wellesley, deren deutlicher Schwerpunkt allerdings in der Ausbildung von Undergraduates liegt und die keine nennenswerte Graduiertenausbildung und damit verbunden keine nennenswerte Forschung betreiben.

Sie sind als Teil des akademischen Arbeitsmarktes gleichwohl interessant und ein Beitrag im Chronicle of Higher Education wirft in dieser Woche einen Blick auf den „Hiring Process at Teaching Colleges“. Das Grundproblem sei hier, dass Absolventen forschungsbezogener Hochschulen eine Anstellung an einer auf Lehre ausgerichteten Einrichtung einerseits als akademischen Abstieg empfinden würden, andererseits aber eben SLACs ein wichtiger Teil des Arbeitsmarktes seien. Entsprechend sollten die Bewerbungsschreiben angepasst sein: „At a teaching college, your letter needs to speak to the position, which means foreground your teaching. In practical terms, talk about pedagogy before your research.“

☞ Sie finden den Beitrag [hier](#).

Ein anderer Beitrag hatte im Mai noch an gleicher Stelle hervorgehoben, dass bei den SLACs und vor allem bei den renommiertesten unter ihnen immer noch ein hoher Wert auf die dortigen Forschungsaktivitäten gelegt werde. Entsprechend müssten die Bewerbungsstrategien ausgerichtet sein: „Just like at an R1, teaching at elite SLACs will not substitute for intensive research productivity – multiple, peer-reviewed journal articles, a monograph planned or under contract (if you are in a book field), a well-developed idea for a second project, etc.“


☞ Sie finden diesen Beitrag [hier](#).

## ...▶ Fernstudium und Studienerfolg

Ein Beitrag im Chronicle of Higher Education befasst sich in dieser Woche mit den Auswirkungen verschiedener Studienmodi – Fernstudium vs. traditionellem Unterricht – auf den Studienerfolg. Hier gäbe es über die erste Einsicht hinaus, dass Fernstudiengänge dem Studienerfolg abträglich seien, durchaus andere Erkenntnisse, die das Verhältnis von Fernstudium und Studienerfolg durchaus zu einem „online paradox“ machten. Vor zwei Jahren habe etwa eine Untersuchung des Public Policy Institute of California zum Studienerfolg an den dortigen Community Colleges in Abhängigkeit vom Modus ergeben: „Students are [10% – 14%] less likely to complete an online course than a traditional course, and they are less likely to complete an online course with a passing grade.“

Im selben Jahr sei eine andere Arbeit zu einem anderen Ergebnis gekommen: „Students who take some of their early courses online or at distance have a significantly better chance of attaining a community college credential than do their classroom only counterparts.”

Der Beitrag löst dieses scheinbare Paradox durch die Flexibilität auf, die online durchgeführte Kurse denjenigen bieten könnten, die auf der einen Seite ausreichend für ein Studium motiviert seien, auf der anderen Seite aber private und berufliche Erfordernisse mit zu berücksichtigen hätten. Es sei eine Frage, für wen online durchgeführte Kurse gewinnbringend seien und für wen eher kontraproduktiv. „For instance, you may have an older white woman who is employed full time and caring for dependents and working on a degree – that student, with time-management skills and professional experience, will probably do well on an online course (...). By contrast, a student in a low-income neighborhood who is just out of high school, and may not be as prepared for college, may have a very different experience.”


 Sie finden den Beitrag [hier](#).

 Sie finden die zitierte Untersuchung [hier](#).


 Sie finden die kalifornische Untersuchung [hier](#).

## ...> Kurznachrichten

Die jüngste Entscheidung des US Supreme Courts zur Zulässigkeit von Affirmative Action bei Zulassungsentscheidungen an Hochschulen finde einem Beitrag auf Inside Higher Education auf der einen Seite einhellige Zustimmung der Hochschulpräsidenten des Landes, doch seien auf der anderen Seite laut einer Meinungsumfrage fast zwei Drittel der Bevölkerung gegen Affirmative Action: „Nearly two-thirds (65 percent) of those surveyed by Gallup between June 29 and July 2, 2016, said they disagreed with the decision. The ruling was backed by 31 percent, and 4 percent had no opinion.”

 Sie finden die Meldung [hier](#).

Das Edmonton Journal meldet die Veröffentlichung der Einkommen von Spitzenverdienern an den Universitäten der kanadischen Provinz Alberta und schreibt: „It's the first time Alberta's post-secondary institutions were compelled by law to publish a sunshine list detailing the salaries of all employees who earn more than \$125,000.” Die sechs Uni-Präsidenten in der Provinz seien danach in Summe im vergangenen Jahr auf \$3 Mio. gekommen, unter ihnen als Spitzenreiter Steven Bryant von der University of Calgary.

 Sie finden diese Meldung [hier](#).

In Kanada gibt es derzeit eine intensiv geführte Debatte um eine sinnvolle Kongruenz von Arbeitsmarkterfordernissen auf der einen Seite und akademischen Ausbildungszielen auf der anderen, die Niederschlag in einer Serie von Beiträgen im Ottawa Citizen gefunden hat. Im jüngsten Beitrag dieser Serie heißt es: „As a society, we are pumping more university graduates into a job market that doesn't require their skills. In a recent study, the Parliamentary Budget Office found that 40 per cent of university grads aged 25 to 34 are overqualified for the work they have. The numbers are even more discouraging for new grads under 25. Roughly 65 per cent are either overqualified for their jobs or unemployed.”

 Sie finden den Beitrag [hier](#).

Auf Inside Higher Education stellt Robert Matz dem Mythos, demzufolge ein Studienabschluss mit geisteswissenschaftlichem Hauptfach zu Arbeitsplätzen an Kaffeemaschinen oder gar Frikadellenbrättern führe, folgende Statistik gegenüber: „According to the Census Bureau, graduates with an English degree have about a 4.9 percent chance of working in one of these food service occupations for some time between the ages of 22 and 26. By comparison, the average among all degree holders in this age group is about 3.5 percent. So English majors are only about 1.4 percentage points more likely to work in food service than the average for all degree holders.” Würde man die weiteren beruflichen Werdegänge allerdings mit in Betracht ziehen, ändere sich die Verteilung: „For degree holders ages 27 to 66, the percentage of graduates in English working in food service professions for some time during this 40-year period is 0.72 percent, or about one in 139 majors. Among all majors ages 27 to 66, the average is 0.48 percent.” Es bestünde also nach der für Geisteswissenschaftler etwas längeren beruflichen Orientierungsphase eine nur eine um 1 zu 417 höhere Wahrscheinlichkeit auf das tatsächliche Erleben des Mythos.

 Sie finden diesen Beitrag [hier](#).

